

**IST HIER DAS JENSEITS,
FRAGT SCHWEIN**

NOEMI SOMALVICO

Für meine Schwestern und für meine Eltern

IST HIER DAS JENSEITS, FRAGT SCHWEIN

NOEMI SOMALVICO

VOLAND & QUIST

Episode Eins

*In der Schwein beim
Radio anruft, Dachs einen
Apparat erfindet, Reh
Längen schwimmt und
Gott darüber nachdenkt,
auszuwandern.*

In Schweins Wohnung ist es still, als hätte es geschneit.

Vom Bett aus sieht Schwein zum Fenster. Dem Himmel ist heute keine Farbe gelungen. Schwein bewegt ein Bein. Wenn es in schwierigen Zeiten auf etwas ankommt, dann auf Licht.

Schwein könnte in die Stadt fahren und eine Lampe kaufen. Es richtet sich auf, im Sitzen zieht es seinen Overall an.

Früher hat Schwein manchmal die Lider silbrig angemalt und die Lippen rot. Diese Zeiten sind vorbei. Draussen aber geht immer noch der Wind vom Winter.

Als Biber ging, lag Schnee. Er zog den Koffer hinter sich durch die weisse Schicht. Schwein stand draussen, im Pyjama und wartete darauf, dass Biber sich noch einmal umdrehte und winkte.

Schwein wartet auf den Bus. Bis auf ein Kaninchen ist niemand unterwegs. Das Kaninchen, in tiefe Tücher gehüllt, zieht Kreise und raucht dabei.

Noch bevor der Bus kommt, weitert es seinen Kreis aus und beginnt um Schwein herumzuschleichen. Schwein presst die Hufe auf die Taschen seines Overalls. Es hat schon von Kaninchen gehört, die einem offenkundig das Portemonnaie entwenden und dabei so unverschämt gucken, dass jede Empörung zu spät kommt.

»Wollen Sie die Zukunft wissen?«, flüstert das Kaninchen.

»Nein.«

»Einmal in die Karten sehen?«

»Nein, Danke!«, sagt Schwein.

In einem Tearoom bestellt Schwein eine Ovomaltine. Der Wolf, der bedient, ist so freundlich, dass Schwein die Tränen kommen. Dass die Tasse gepunktet ist und ein weisser, trockener Keks daneben liegt, macht es nicht besser.

Über der Kaffeemaschine hängt eine Uhr. Biber ist irgendwo auf der anderen Hälfte der Erdkugel und diskutiert in einer Schwein unbekanntem Sprache mit Schwein unbekanntem Tieren über Schwein unbekanntem Dinge.

Seit Schwein und Biber nicht mehr zusammenwohnen, gibt es abends meistens Teigwaren. Dazu manchmal einen fixfertigen Salat. Beim Abgiessen der Nudeln blickt Schwein zur Tür. Da ist niemand. Da wird niemand sein. Schwein schaltet das Radio ein.

»Rufen Sie jetzt an«, sagt der Radiosprecher und leiert eine Nummer runter. Schwein ruft an, es weiss nicht warum. Aus der Hörermuschel ertönt ein Tuten. Dann dringt eine Stimme an Schweins Ohr und dieselbe Stimme dringt aus dem Lautsprecher des Radiogeräts. Die zwei Stimmen sagen synchron: »Ciao! Wen haben

wir da am Apparat?«

»Schwein.«

»Hallo Schwein!« Der Radiosprecher scheint sich zu vergnügen, über und über, Schwein weiss nicht warum.

»Du hast gewonnen! Das nenne ich Glück«, sagt der doppelte Radiosprecher und: »Freust du dich auf das, was hier im Studio für dich bereitliegt?«

Schwein nickt. Und weil aus dem Radio nichts mehr kommt, ergänzt es: »Ich freue mich.«

»Zu Recht«, sagt der Radiosprecher, »wir haben nämlich eine wunder-schöne Ölkanne für dich! Hier im Studio – «

»Oh«, sagt Schwein.

»Scherz!«, wirft der Radiosprecher ein und lacht aus beiden Lautsprechern. »Ich halte in meiner Hand, und dieses Mal ganz ernst: einen Gutschein für eine siebentägige Tour durch die Halakariwüste.«

»Oh Gott.«

Schwein merkt nichts von dem Weg, den es zurücklegt, bis es auf einmal vor Rehs Block steht. Es drückt die Klingel durch, bis Reh hinter dem Vorhang im dritten Stock erscheint.

»Ich habe eine Reise gewonnen«, sagt Schwein.

Reh öffnet das Fenster.

»Was?«, ruft es runter.

»Kannst du die Tür öffnen?«, ruft Schwein hoch.

Reh kann im April nicht freinehmen.

»Dann kündige doch«, sagt Schwein.

Aber es weiss, dass Reh keinen Grund zum Kündigen hat, dass es zufrieden ist mit seinem Job in der Schneiderei. Mit den acht Stunden Nähen am Tag, dem Längenschwimmen im Hallenbad, dem Kino einmal pro Monat.

»Und krankmachen?«

Reh schüttelt den Kopf. Schon wegen seiner Mutter könne es im Moment nicht ausser Landes gehen.

Dieser Grund kommt Schwein bekannt vor, doch bevor es darauf eingehen kann, schlägt Reh vor: »Und gegen was anderes eintauschen?«

»Wogegen denn?«

»Was weiss ich. Gegen einen 3D-Fernseher zum Beispiel.«

Schwein versucht zu lächeln.

»Ich kann auch einfach nicht hinfahren«, sagt Schwein. Aber was sagt es dann seinen Nachkommen, wenn es eines Tages welche haben sollte?

»Ich habe spontan beim Radio angerufen und eine Wüstentour gewonnen. Ich habe aber nicht allein gehen wollen und abgesagt.«

Es macht keinen Sinn, denkt Schwein, als es in der Nacht erwacht, in einem Fleck aus Mondlicht, es macht keinen Sinn. Nach Las Gevas müsste ich gehen oder in ein anderes grossstädtisches Gewusel, wo ich unmerklich und glücklich verloren ginge.

Wenn Schwein wenigstens an das Schicksal glaubte. Dann wäre diese Reise ein Geschenk, ein Abenteuer, in das es sich bloss hineinzustürzen brauchte. Schwein sieht den Mond hinter dem Fenster. In der Wüste soll der Nachthimmel ganz klar sein und schön wie sonst nirgends.

Dachs weiss nicht, ob er noch richtig denken kann.

Er deckt den Apparat und seinen Filter sorgfältig zu, legt die Schutzbrille ab.

Es wird einige Tage her sein, dass Dachs was gegessen hat.

In der Küche findet er eine Tüte Tomatensuppe. Während die Suppe warm wird, schaut Dachs sich das Durcheinander an. Die Werkstatt sieht aus, als wäre sie geplündert worden. Auf der Suche nach einem geeigneten Material für den Filter hat Dachs seinen ganzen Bestand aus den Schubladen gerissen, Gerätschaften und Material, selbst frühere Erfindungen liegen auf dem Boden. Hinter den Zahnrädern sieht Dachs den Erinnerungsrekorder. Es ist noch kein Jahr her, dass er ihn erfunden hat, dass er hier in der Werkstatt in eine Aufregung geriet, die der heutigen nah kommt, eine Aufregung, die ihn den Schlaf, das Essen vergessen liess.

In der Küche ist die Suppe angebrannt. Dachs kratzt mit einer Gabel am Pfannenboden. Er hat damals beschlossen, der Welt den Erinnerungsrekorder vorzuhalten. Zeit und Raum würden sich sonst verschieben, die Tiere würden nicht mehr in der vorgesehenen Reihenfolge existieren.

Wenn es eine vorgesehene Reihenfolge gibt, denkt Dachs. Etwas an ihm zittert, aber orten kann er es nicht.

»Bonapp«, sagt er zu sich, trinkt die Suppe.

Dann steht Dachs auch schon wieder an der Werkbank, vor dem Apparat, wie vor einem offenen Herzen.

Wer begleitet mich, schreibt Schwein in ein Internet-Reiseforum, sieben Tage durch die Halakariwüste?

Vier Antworten treffen ein:

Die erste lautet: Hase, Jahrgang 82. Ich war schon einmal in der Savanne mit meiner Partnerin. Es hat mir sehr gefallen. Die Landschaft ist grossartig, das Essen ist grossartig. Das wird grossartig. PS: Ich habe eine Lebensversicherung.

Die zweite lautet: Seit drei Jahren leide ich unter chronischen Kopfschmerzen. Ich habe alles ausprobiert, nichts hat gewirkt. Bitte nehmen Sie mich mit! Die Ruhe in der Wüste und die Weite könnten mich retten!

Schwein löscht die beiden Nachrichten und schreibt dem dritten Bewerber, einem Wisent zurück, das sich für Mineralien und für Astronomie interessiert.

Schwein und Wisent entschliessen, sich bei einem Telefonat besser kennenzulernen. Schwein wählt die Nummer mit der ausländischen Vorwahl.

»Könnten Sie mir ein Bild von sich schicken?«, fragt Wisent. Kurz ist Schwein gekränkt.

»Klar«, sagt es, aber was soll ein Bild an der Entscheidung ändern? Später kann Schwein sich eingestehen, dass es denselben Wunsch an Wisent hatte. Es nimmt sich vor, dies auf der Rückseite des Bildes zu vermerken.

Schwein in der Fotokabine. Ein Abzug kostet acht Franken. Schwein macht einen Abzug, somit hat es vier

Bilder von sich in verschiedenen Posen. Auf dem ersten Bild hat sein Lächeln etwas Boshaftes, auf dem zweiten ist sein Blick verloren, das dritte schneidet Schwein den Hals zu weit oben ab, und auf dem vierten erkennt Schwein sich beim besten Willen nicht wieder.

Als Schwein mit seinen vier Porträts im Bus zu sich nach Hause sitzt, wird es Zeuge eines Unglücks. Ein Wildschwein, schlecht angezogen und übelriechend, prallt in ein feingliedriges Wiesel, das bis jetzt aus dem Busfenster gesehen und dazu Pommes frites aus einem Karton gegessen hat. Der Inhalt des Kartons fliegt beim Zusammenstoß über die Pappwände. Etwa zwanzig Pommes frites landen auf dem Boden, das Ketchup ist überall.

Kaum hörbar entschuldigt sich das Wildschwein und verschwindet im vorderen Teil des Busses. Das Wiesel scheint kurz nachzudenken, beginnt dann die Pommes frites, eines nach dem anderen, aufzulesen und von allen Seiten zu prüfen.

Schwein steigt bei der nächsten Station aus, eine eigenartige Beklemmung hat es beim Anblick des Wiesels befallen. Die traurige Präzision, mit der das Wiesel jedes einzelne Frites auflöst, die Enttäuschung, die es durch dieses Aufheben zu überwinden galt –

Schwein drückt sich in den Windschatten des Billettautomaten. Biber hat immer gesagt: »Du bist zu nah am Wasser gebaut.«

Von allen Dingen, die man in Hallenbädern tun kann; an den Becken entlanglaufen, das Badetuch um die Schultern legen, das Badetuch über die Liege breiten, auf der Liege ruhen, die Badeschlappen wieder anziehen, ins Becken steigen, ins Becken hineinspringen, ist Reh das Aus-dem-Wasser-Steigen das liebste. Sich an der Leiter haltend aus dem Wasser stossen. Das Wasser, das mit der Wucht des Herausstossens vom Körper und zurück ins Becken rutscht. Die Leichtigkeit danach, das Gefühl des fehlenden Widerstands, wenn Reh einen Arm schwingt.

Reh geht zu den Duschen, es zieht den Badeanzug nie aus, seift sich rundherum ein und spannt den Stoff des Anzugs, damit das Wasser hineinfliesst. In der Kabine nebenan pfeift jemand eine fröhliche Melodie.

Reh föhnt sich vor dem Spiegel. Seinem Spiegelbild sieht es an, dass es eine Frühgeburt ist. Die Augen, sie sind braun, treten weit aus den Höhlen hervor. Bei seiner Geburt hatte es eine merkwürdige Farbe. Es dauerte eine Woche, bis Reh aussah wie ein normales Neugeborenes, und in dieser Woche wurde Reh über kleine Schläuche künstlich Leben zugeführt. Rehs Vater nutzte die Zeit und ging arbeiten, Rehs Mutter sass beim Brutkasten, drehte an ihrem Ehering. Sie erholte sich nie von der Geburt. Sie sagt noch heute, sie sei erschöpft.

Draussen klappt Reh seine Kapuze hoch, manchmal wird der Frühling schwach und lässt den Winter wieder an sich ran.

Hirsch wartet unter einem Werbeplakat einer Zügelfirma. Er ist schlecht gelaunt, Reh merkt es an seiner Umarmung, die kürzer ausfällt, und an den Worten, die auf sich warten lassen.

»Ich wäre gern gläubiger«, spricht Reh einen Gedanken aus, den es unterwegs hatte, als die Stadt ihm so grau vorkam.

»Warum?« Hirsch läuft beinah in einen Bus hinein und Reh zieht ihn am Mantel zurück. Als wäre er nicht beinahe überfahren worden, sagt Hirsch unfreundlich: »Das ist ungefähr so, als würdest du sagen, du wärst gerne blinder oder du wärst gerne grüner. Was am Glauben soll denn wünschenswert sein?«

»Die Regeln.«

»Die Regeln gehören der Religion, nicht dem Glauben. Glaube ist doch in erster Linie Zweifel.«

»Na ja«, sagt Reh. Es hätte Hirsch nicht zu treffen brauchen, um sich von ihm die Laune verderben zu lassen.

»Wenn es etwas gibt, was zweifelhaft ist, so ist es doch ein Gott, oder?«

»Jaja, ich hab nur so dahergeredet. So wie man sagt: Ich bin todtraurig.«

»Du bist todtraurig?«

Reh schüttelt den Kopf.

»Wo gehen wir eigentlich hin?«, fragt Hirsch.

»Ich weiss nicht, wir spazieren.«

Und nun bleiben sie stehen, unschlüssig.

»Ich hab Hunger«, sagt Hirsch, »hab noch nichts gegessen.«

»Ach deshalb«, sagt Reh.

Hirsch gibt den Spatzen nichts von seinem Sandwich ab. Er kaut.

»Jeden Donnerstag geh ich schwimmen«, sagt Reh.

Hirsch dreht seinen Kopf zu Reh. Er hört zu, und jetzt zuckt sein Auge und Reh gelingt es, darin ein nett gemeintes Zwinkern zu sehen.

»Es gibt Tiere, bei denen sieht Schwimmen aus wie ein Überwasserhalten oder der Versuch nicht zu ertrinken. Aber bei mir – «

»Bei dir sieht es königlich aus.« Jetzt lacht Hirsch.

Im Garten wiegt sich eine hohe Tanne im Wind, die der Wohnung das Licht nimmt. Hirsch meinte, er würde sie umlegen lassen.

Nachdem Hirsch im Bus auf einmal eine Menge zu sagen hatte, ist er jetzt wieder schweigsam geworden. Es ist eine andere Art Schweigsamkeit. Hirsch sitzt lotrecht auf dem Bettrand. Sein Geweih sieht aus wie nachträglich montiert.

Reh lässt sich neben Hirsch auf dem Bettrand nieder. Das Einzige, was man hören kann, ist das Wasser, das durch die Heizungsrohre gepumpt wird, an der Wand das Bild vom Meer.

Hirsch hat einen Huf auf Rehs Rücken gelegt. Reh hat Hirschs Schulter mit den Lippen berührt. Hirsch hat seinen Oberkörper zu Reh gedreht und es angesehen wie noch nie.

Sie haben sich geküsst und die Kleider vom Bett gestossen. Das Bild vom Meer blieb ruhig an der Wand.

Jetzt liegen Hirsch und Reh nebeneinander, atmen, jeder für sich, bis Reh irgendwann aufsteht und die Unterhose anzieht. Es hat den Impuls, sich zu bedanken, lässt es aber bewusst bleiben, da es Hirsch wohl am liebsten wär, Reh liesse ihn unverabschiedet liegen.

In Hirschs Küche trinkt Reh Wasser aus einem hohen Glas. Am Boiler hängen Postkarten, ein paar Landschaften und Sprüche.

Reh möchte was Grosses sagen. Hirsch tritt in die Küche. Er hat seine Kleider zusammengerafft. Er lächelt an Reh vorbei.

Reh nimmt den Schal von der Stuhllehne und zieht die Regenjacke an, küsst Hirsch auf die Wange und sagt:
»Au-revoir.«

Draussen wird Reh die Kapuze nicht hochklappen. Der Wind wird in seine Ohren ziehen. Während die anderen

Tiere die Köpfe gebeugt halten werden, wie Schutzschilde, wird Reh, aufrecht und anmutig bei Rot über den Zebrastreifen gehen.

Mit dem Geld, das Reh in seinem Portemonnaie findet, wird es Zigaretten kaufen. Es wird sein, als trüge es eine neue Frisur. Man wird Reh anschauen, etwas wird auffallen, aber kein Tier wird hinterher sagen können, was es war.

An der Luft ist seit gestern etwas anders. Etwas Warmes hat sich hineingeschlichen. Gott steht neben seinem Briefkasten. Er zieht seinen Pulli aus, er streckt die Arme in den Himmel. Das kommt ihm ein bisschen vor wie in der Werbung für frische Luft oder so, er lässt die Arme wieder sinken.

Am Mittwoch trifft ein Brief ein, der glanzvoll wirkt. Gott nimmt den Brieföffner zur Hand. Er hat schon an vielen Wettbewerben teilgenommen, aber nebst den kleinen Trostpreisen; Steppschuhen, einem Gemüsemesser, Schokoladeneier, hat er nie etwas gewonnen. Keine Reise, kein Auto, kein grosses Geld.

Gott ist vor der Erde eingeschlafen. Er hat den ganzen Morgen über Landschaften angeschaut, Inseln, Strände, nichts Aufregendes.

Unterdessen ist ein Sonnenstrahl durchs Stubenfenster gefallen und hat Gott in zwei Hälften geteilt; der Oberkörper liegt im Schatten, die Beine liegen im Licht, Gottes Trainerhose glänzt wie ein Flussufer. Minute um Minute verschiebt sich die Sonne, bald ist Gott ganz im Licht. Um ihn herum tanzt der Staub, als hätten jene Sonnenstrahlen ihn aufgescheucht.

Später, als Gott ein Auge öffnet, sieht er Grün.

»Machst du jeden Tag Siesta?«

Es ist Gottes Schwester, sie steht mit dem Rücken zu ihm und beugt sich über das System.

Ihr Mantel hat dieses etwas hochmütige Grün von Kleeblättern.

»Ich hab geträumt, ich hätte geheiratet«, sagt die Schwester, immer noch mit dem Rücken zu Gott.

Der reibt sich die Augen.

»Hm?«, fragt er.

»Ich sagte, ich habe geheiratet.«

»Ach so.«

»Im Traum.« Jetzt steht sie vor ihm und tippt Gott auf die Nase.

»Wen hast du geheiratet?«

»Dich«, sagt die Schwester.

»Ich hab von einem Hund geträumt«, sagt Gott.

»Er hat in meinem Kühlschrank Winterschlaf gemacht.«

Gott steht auf, und auch wenn er nicht davon ausgeht, dass ein Hund in seinem Kühlschrank schläft, ist er auf alles gefasst, als er ihn öffnet.

»Hast du Hunger?«

»Ich hab schon gefrühstückt«, sagt die Schwester, setzt sich auf den Küchentisch.

Ist die Schwester in der Küche, ist es nicht dieselbe Küche. Gott könnte den Unterschied kaum benennen. Etwas am Licht ist anders und etwas mit der Raumgrösse stimmt nicht mehr.

»Und du?«, sagt die Schwester, »was tust du den ganzen Tag? Stricken?«

»Gestrickt habe ich lange nicht mehr«, sagt Gott, er schielt durch das Fenster hinaus, zum Briefkasten.

»Es kommt niemand und holt dich ab«, sagt die Schwester.

»Schon klar.«

»Aber dafür komme ich und frage: Wollen wir joggen gehen?«

Auf der Liste von Dingen, die Gott nur ungern tut, steht Joggen weit oben. Wenn er joggt, findet Gott nie einen angemessenen Atem. Er findet keinen Gedanken, den er denken kann, unwillig wirft er die Beine vor sich her.

»Besser nicht«, sagt er und schüttet ein paar Vitaminpräparate in seine Handfläche, wirft sie ein wie Medikamente.

»Geht es dir nicht gut?«, fragt Gottes Schwester.

Gott sagt: »Doch, doch. Nur müde.«

»Schlecht geschlafen?«

Gott schüttelt den Kopf. Er erwähnt seinen Verdacht, dass alles auf rätselhafte Art zusammenhänge. Dass seine Müdigkeit vielleicht mit dem Wetter auf seiner Erde in Verbindung stehe ... Und das Wetter wiederum mit der Unordnung in seiner Küche.

Die Schwester verschiebt eine Teetasse.

»So besser?« Sie zwinkert. »Wenn du mich fragst, bist du einfach depri, weil du in deiner Dachhöhle hockst. Dabei ist draussen Frühling geworden, hast du gemerkt?«

Gott hat sehr wohl die zarten Knospen der Linde gesehen, aus denen eben die ersten Blüten geschlüpft sind. Er riecht den Frühling, wenn er das Fenster öffnet.

Wenn aber der Tag sein Licht abgibt, der Vogel die erste Strophe seines Abendliedes anstimmt, weiss Gott nicht, ob er bleiben will.

Es dünkt ihn, er wohne hier, seit es ihn gibt. Im Dachgeschoss jenes alten Hauses auf der Lichtung.

Als die Schwester gegangen ist, braucht die Küche eine halbe Stunde, um wieder die alte zu werden.

Gott hat sich gefragt, wohin er auswandern würde. Er hat sich beides vorgestellt: Das städtische Leben: grosse Parks, botanische Gärten, Kaffeehäuser, Tauben, milde Abende, Zigarren, Clubs mit Fumoir – oder aber das Meer. Dort war Gott noch nie.

Auch am Sonntag ist Gott noch nicht ausgewandert. Er spaziert zum Rande der Lichtung. Er geht unter Bäumen, am tiefen Himmel fliegen Wolken an.

Er stellt sich vor, was er zu seinem System sagen würde. »Hallo. Hallo System. Sterne, Mond, hallo Sonne, hallo Erde, hallo Blumen, Tiere, Steine, und so weiter. Ich war bis heute euer Gott und nun wandere ich aus. Ein anderer Gott übernimmt meine Stelle.« Ein solcher Gott, denkt Gott, der eine alte, gebrauchte Erde übernehmen wollte, müsste sich erst finden.

»Es tut mir leid, dass es so plötzlich kommt. Ich kann nicht länger bleiben. Nein. Ich kann nicht länger nicht gehen. Ich möchte kein Gott mehr sein.«

Bevor der Regen einsetzt, kehrt Gott zurück. Er öffnet eine Dose mit Aprikosenhälften. Er fischt eine Aprikose heraus, er kaut sie nicht, lässt sie direkt die Kehle runterrutschen. Gerade als er nach einer zweiten Aprikose fischt, schrillt das Telefon.

Gott geht durch den Gang, unentschlossen, ob er rangehen soll.

Am Apparat ist seine Schwester, die wissen will, ob Gott am Abend mit ihr zu einer Feier auf die Dächer komme.

»Heute? Ich weiss nicht«, sagt er. »Die Dächer. Das liegt nicht grad um die Ecke.«

Die Schwester schweigt.

»Ich überlege es mir noch, je nachdem, wie das Wetter will«, sagt Gott.

»Du hast nichts vor, also komm doch mit«, sagt sie.

»Na«, sagt Gott, ohne Lust auf eine Auseinandersetzung.

»Du kommst mit.«

Gott zieht den Stecker des Telefons.

Er hat ein paar Gespräche geführt mit Göttinnen und Göttern aus dem Umland, er hat ein paar Gläser getrunken, er hat ein paar Salznüsschen gegessen, später sass er auf dem Klo und befühlte verwundert das Toilettenpapier. Es war weich und dick, sodass man es als Badetuch hätte verwenden können und duftete heftig nach Zitrone.

Vor dem Spiegel versuchte Gott seine Frisur mithilfe von etwas Wasser zu verschieben. Bei ihm zu Hause muss die Beleuchtung eine andere sein, er ist sich mit seinen Haaren einwandfrei vorgekommen. Neben Gott stellte sich eine Göttin, sie seifte ihre Hände und sagte: »Ich liebe Seife.«

Sie zog das Wort »liebe« in die Länge, euphorisch, hingerissen, so wie Gott es nie tun könnte. Beim Hinausgehen warf sie sich im Spiegel einen verführerischen Blick zu, worauf Gottes gute Laune ganz verschwand.

Ohne sich verabschiedet zu haben, verliess Gott das Gelände. Im Wald dachte er: »Eigentlich wäre ich lieber ein Baum.«

Zu Hause setzt Gott sich vors System. Er schaut zu, wie sich die Erde dreht. Er schaut zu, wie der Mond leuchtet. Dann setzt er die Fernbrille auf und guckt in eine Stadt. Guckt in ein Haus, in eine Wohnung, schaut einem Schwein zu, das mit geschlossenen Augen, genau wie er gestern, an einem Tisch, vor einem leer gegessenen Teller sitzt.

Man sollte die Erde keinem Melancholiker überlassen. Die Wesen, die darauf leben, werden nach seinem Ebenbild geschaffen sein. Man kann ja nicht anders. Man kommt ja nicht über die eigenen Gedanken, das eigene Bewusstsein hinaus, man steckt in sich selbst wie in einem dichtgerollten Teppich fest.

Das Schwein, sieht Gott, es weint.

Schwein hat zu lange gezögert, um noch zu wissen, ob es auf Wüstentour gehen will. Es wirft der Einfachheit halber eine Münze.

Die Münze sagt: nein.

Bald darauf trifft eine Nachricht von Biber ein. Schwein hatte ihn per E-Mail von seinem Gewinn wissen lassen.

Witzig!, schreibt Biber. Mehr nicht.

Es geht so witzig, schreibt Schwein. Dieses Mal kommt Bibers Antwort postwendend, als wäre sie lange schon abgefasst worden und er hätte nur die Sekunde abgewartet, in der sie losschicken kann. Biber schlägt in seiner knappen Nachricht vor, dass jeder sich auf sein eigenes Leben konzentriere und der Kontakt vorerst auf Eis gelegt werde. Schwein schlägt im Internet *auf Eis legen* nach und findet die Worte: konservieren, kaltstellen, stagnieren.

Im Spass hat Biber Schwein manchmal »Bedrückte Seele« genannt.

Schwein steht einen Samstag lang nicht mehr auf. Und auch am Sonntag sieht es so aus, als würde Bedrückte Seele liegenbleiben. Erst als in der Wohnung im unteren Geschoss jemand zu einer Orgelmusik zu singen beginnt, hat Schwein einen Grund, Gewicht auf seine schwach gewordenen Beine zu geben.

Mit seinen schwach gewordenen Armen schneidet es Brot.

»Das ist mir zu blöd«, sagt Schwein in der Küche. Es meint damit weder die heiligen Gesänge, die durch die Decke zu ihm hochschweben, noch die Brotscheibe, die

viel zu dünn geraten ist und in mühsame Brösel zerfällt, bevor Schwein sie essen kann. Schwein meint damit sich selbst, ja, Schwein ist sich selbst zu blöd geworden.

Es tritt aus dem Haus und denkt darüber nach, wie es sich das Leben nehmen könnte. Es geht am Trottoir entlang, es ist Schwein eher unernst damit, denn das Leben nehmen, das tut man dann, wenn einem alles egal ist. Egal welche Schuhe man trägt, egal ob man darin friert. Egal welches Brot man isst, ob es Nüsse darin hat oder nicht. All das ist Schwein nicht egal, es friert ein bisschen und überlegt, ob es umkehren soll, die Wintersohlen holen.

Zwei Stunden später steigt Schwein aus dem Zug und schnürt seine Schuhe, um sich selbst etwas besser bei- einander zu haben. Als es den Kopf hebt, erschrickt es über die Berge, die kühl und deutlich hinter dem Bahnhof hervorragen. Schwein weiss nicht, wie es dieses Massiv hat übersehen können, und macht einen Schritt zurück. Diese Fassade; der Bahnhof wie Pappkarton und dahinter diese Berge, vor denen die Wolken steil nach oben flüchten, sind der unmissverständliche Beweis für die Bedeutungslosigkeit von Schweins Leben. Es hätte Schwein jetzt nicht gewundert, wenn eine grosse Tatze aus dem blauen Himmel heruntergelangt und mit einem Schwamm die Berge weggeputzt hätte, sodass auf der Leinwand nur noch ein paar wässrige Striemen zurückgeblieben wären.